

Biogene Drogen im Wandel der Zeit – eine medizinhistorische Betrachtung

Prof. Dr. phil. Robert Jütte, Institut für Geschichte der Medizin der Robert Bosch Stiftung, Straußweg 17, 70184 Stuttgart

Seit einigen Jahren ist in der deutschen Drogenszene eine Veränderung der Konsumgewohnheiten zu beobachten. Neben synthetischen Drogen, darunter auch immer mehr sogenannte „Designerdrogen“, spielen auch vermehrt biogene Drogen eine Rolle, und zwar weniger als Ersatz-, sondern als Einstiegsdroge. Schauen wir uns die wenigen vorliegenden Zahlen über das geänderte Konsumverhalten in der Drogenszene an. Eine der wenigen Statistiken stammt aus einer Befragung von 180 ehemaligen Patienten einer Reha-Klinik für Abhängige. Bei allen Befragten war zuvor eine multiple Substanzabhängigkeit (ICD-10, F19.21; F. 19.22; F19.23) diagnostiziert worden. Ein Großteil dieser Patienten (80 %) war zwischen 20 und 30 Jahre alt. Von den befragten hatten gelegentlich oder regelmäßig folgende Pflanzendrogen ausprobiert:

- 56 Befragte: Psilocibin-haltige Pilze
- 41 Befragte: Tropan-alkaloidhaltige Pflanzen (Stechapfel, Engelstrompeten)
- 34 Befragte: Muskatnuß
- 32 Befragte: Amanita-Arten (Fliegen- bzw. Pantherpilze)

Spitzenreiter sind also eindeutig, wenn man die Ergebnisse dieser Befragung, die man allerdings wegen einer methodischen Schwächen (regionaler Einzugsbereich der Klinik) nicht verallgemeinern darf, die Psilocybe, die im Szenejargon als „mexikanischer Pilz“, „magic mushroom“ oder „Kahlpilz“ bekannt

sind. Aber auch die Datura-Arten gehören offensichtlich zu den mit am häufigsten eingenommenen biogenen Drogen.

Insgesamt ergibt sich aus dieser Befragung, daß 48 Prozent der in dieser Klinik behandelten jungen Abhängigen eigene Erfahrungen mit biogenen Suchtstoffen hatten und weitere 35 Prozent immerhin über die Gewinnung, den Konsum und die Zubereitung solcher pflanzlicher Rauschmittel bescheid wußten.

Die in diesem Zusammenhang genannten biogenen Drogen sind allerdings nur ein kleiner Ausschnitt aus einer Fülle von mißbräuchlich genutzten Pflanzenarten, die zum größtenteils ganz legal erworben können.

Biogene Drogen, über der lange Tradition noch zu reden sein wird, erleben, zur Zeit aus unterschiedlichsten Gründen eine Renaissance. Zum einen wird ihr Genuß aufgrund der pflanzlichen Herkunft der Stoffe als unschädlich empfunden, wobei die Vergiftungsgefahr meist unterschätzt wird, wie die Jahresberichte einiger deutscher Giftzentralen (z. B. Mainz) eindrucksvoll belegen. Zum anderen spielen auch rechtliche Aspekte eine nicht unwesentliche Rolle, denn bis zur 10. Betäubungsmittelrechts-Änderungsverordnung vom 23. Januar 1998 fielen die meisten Pflanzendrogen nicht unter das Betäubungsmittelgesetz. Das ist inzwischen anders: Neben Cannabis finden inzwischen Papaver, Coca-Strauch, Khat und psilocybinhaltige Pilze direkt und indirekt Erwähnung. Doch gibt es noch weiterhin biogene Drogen, die von diesem Gesetz nicht erfaßt werden, wie z. B. Stechapfel-Samen oder Engelstrompete, deren wirksamen Inhaltsstoffe (Scopolamin und Hyoscamin) dort bisher keine Erwähnung finden.

Wie eine Untersuchung von Berkefeld und Löhner zeigt, sind die Motive für die Einnahme biogener Drogen vielfältig. Zum einen

sind es Jugendliche, die aus Neugier sich in einen Rauschzustand versetzen und dabei nicht mit dem Gesetz in Konflikt kommen möchten, wie das beim Erwerb und Konsum „klassischer“ Drogen der Fall ist. Zum anderen befinden sich unter den „Usern“ solche, die bereits Cannabis oder Exstasy ausprobiert haben, sich nun aber ein andersartiges Rauscherlebnis verschaffen möchten. Weiterhin gibt es noch eine kleine Gruppe von Konsumenten, den es vorgeblich weniger um das Rauscherlebnis, als um Bewußtseinserweiterung geht. Dazu gehört auch eine Art spiritueller Vorbereitung auf den Rausch, wozu unter anderem pseudo-religiöse Rituale und psychedelische Musik gehören. Hier gibt es zweifellos Überschneidungen mit der Esoterik-Szene. Und noch eine weitere Gruppe von „Usern“ biogener Drogen läßt sich ausmachen. Es handelt sich um Personen, die von harten Drogen abhängig sind und biogene Drogen als „kleine Drogen für zwischendurch“ konsumieren.

Die lange Tradition biogener Drogen

Daß Pflanzen halluzinogene Wirkung haben, war sowohl in der Alten als auch in der Neuen Welt schon vor Jahrtausenden bekannt. Insbesondere in den frühen amerikanischen Kulturen spielten Pflanzen, die Menschen in einen Rauschzustand versetzen konnten, eine große Rolle. Bildliche Zeugnisse finden sich z. B. in der Kunst Alt-Perus oder in archäologischen Zeugnissen aus dem alten Mexiko. So sehen viele Wissenschaftler in den sogenannten Pilzsteinen im Hochland von Guatemala einen Beweis für einen frühen Pilzkult, der bis in die Mitte des ersten vorchristlichen Jahrtausends zurückreicht. Als Erklärung für die weite Verbreitung von Pflanzenhalluzinogenen in den frühen Kulturen Mittel- und

Südamerikas wird von Ethnologen auf den Schamanismus, zu dessen religiösen Praktiken auch der ekstatische Trancezustand gehört, verwiesen.

In der Neuen Welt kannte man über 80 unterschiedliche Spezies biogener Drogen, von denen ein Großteil auch heute noch bei Jägern und Sammlern Anwendung findet, wie Ethnobotaniker herausgefunden haben. Ganz anders dagegen in der Alten Welt, wo nur wenige halluzinogene Pflanzen in heidnischen Kulturen, aber auch in der empirischen Medizin im Gebrauch waren. Dazu gehört neben Tollkirsche, Stechapfel, Fliegenpilz auch der Hanf, wie bereits der antike Geschichtsschreiber Herodot (5. Jh. v. Chr.) beschreibt. Über das Volk der Skythen, deren Siedlungsgebiet das Schwarzmeergebiet war, heißt in seinen *Historien*: „Zuerst reiben sie sich den Kopf ein und waschen ihn ab. Um aber den Körper zu säubern, verfahren sie folgendermaßen: Sie bauen ein Zeltgerüst aus drei zueinander geneigten Stangen und ziehen darüber Wollfilzdecken, die sie so gut wie möglich abdichten. In diese Hütte stellen sie ein flaches Gefäß mit glühendem Stein gefüllt [...]. Dann schlüpfen sie unter die Filzplanen und werfen mitgebrachte Hanfsamen zwischen die Steine. Sofort beginnt es zu rauchen und zu dampfen, mehr noch als in einem griechischen Schwitzbad. Begeistert heulten die Skythen auf (IV, 73-75).“ Das Begeisterungsgeschrei, das Teil dieses seltsamen Reinigungsrituals ist, dürfte Resultat eines Rauschzustandes gewesen sein, den wir heute beim Rauchen von Marihuana oder Haschisch kennen. Übrigens haben archäologische Grabungen (Gefäßfunde mit verkohlten Hanfsamenresten) Herodots Bericht über den Haschischgebrauch der Skythen eindrucksvoll bestätigt.

Daß die Kenntnisse halluzinogener Drogen in Europa schon früh in Vergessenheit gerieten, hängt nicht zuletzt mit der Ausbreitung des Christentums zusammen, das heidnische Kulte verdrängte und nachhaltig bekämpfte. Wie stark bereits die frühen Kirchenväter „Zaubermittel“ jeglicher Art poenalisierte, zeigt nicht zuletzt die Geschichte der Abtreibung.

Wenden wir uns nun den vergleichsweise wenigen psychotropisch wirkenden Pflanzen zu, die heute in Deutschland unter Drogenkonsumenten wieder „in“ sind und bereits eine lange Tradition aufweisen, sei es in der Medizin oder im Kultus.

Der Fliegenpilz

Der Fliegenpilz (*Amanita muscaria*) gehört wegen seines roten, weißgetupften Hutes zu den bekanntesten Pilzen. Er ist ein Symbol der Freude („Glückspilz“), was einige Symbolforscher auf die offenbar schon früh bekannten psychotropen Effekte der Pflanze zurückführen. Als Rauschdroge fand der Fliegenpilz schon im alten Indien Anwendung. Jedenfalls interpretieren einige Forscher das in ayurvedischen Texten erwähnte berausende Getränk „Soma“ (der Name wurde abgeleitet von dem arischen Mondgott Soma), das Halluzinationen verursachte, als einen Sud, der aus Fliegenpilzen zubereitet wurde. Über die Wirkung dieses Trankes heißt es in einem Hymnus des Rig-Veda: „Der Trank hat mich fortgerissen wie ein stürmischer Wind [...]. Die eine Hälfte meines Ichs läßt die beiden Welten hinter sich [...].“ (Hymne X, 119). Von Indien aus soll der Fliegenpilz-Kult nach Sibirien gekommen sein, wo er sich bis ins 20. Jahrhundert bei den Kamtschadalen, Korjaken, Tschuktschen und Jukagieren gehalten hat, bis die sowjetische Regierung gegen diese Form des Drogenkonsums einschritt. Robert

Ranke-Graves, der ein Standardwerk über antike Mythologie verfaßt hat, vermutete, daß der Fliegenpilz auch in den griechischen Mysterienkulten eine Rolle spielte. Diese Hypothese ist aber von dem Philologen Wolfgang Schmidbauer bereits 1968 überzeugend widerlegt worden. Wie zuverlässig ein Quellenbeleg aus dem Jahre 1794 ist, wonach der Fliegenpilz in „Rußland, Deutschland und Frankreich verspeist“ worden, sei, obwohl dieser Symptome wie „Berauschung, Wahnwitz, Tollkühnheit, Zittern“ und „Wut“ hervorrufe, ist in der Forschung ebenfalls umstritten.

Die kultische Verwendung heiliger Pilze, speziell des Fliegenpilzes, findet bekanntlich in der Gegenwart ihre Fortsetzung. Bereits in den 1960er Jahren berichten Anhänger der Hippie-Bewegung über Rauscherfahrten mit Fliegenpilzen – inwieweit dabei literarische Einflüsse zum Tragen kamen oder es sich um eine direkte Tradition handelt, ist nicht immer klar. Dennoch gibt es Hinweise darauf, daß die Anwender solcher biogener Drogen aus dem Bereich der Pilze sich in einer langen Traditionskette sehen, die durch das Christentum und vor allem durch die Hexenverfolgung unterbrochen worden sei und an die es jetzt wieder anzuknüpfen gelte. Solche angeblich „hehren“ Motive haben sicherlich nicht die Jugendlichen, die in Mecklenburg-Vorpommern Fliegenpilz mit Wodka mischen, um sich auf diese Weise einen billigen Rausch zu verschaffen; denn dann reicht schon eine halbe Flasche Wodka für einen Vollrausch! Die Folgen kann man sich ausmalen. Sie erinnern an die Novelle des englischen Schriftstellers H. G. Wells „The purple pileus“. Sie handelt von einem biederem Geschäfts- und Ehemann mit Namen Mr. Coombes, der von seiner temperamentvollen Frau und deren Freundinnen zur Verzweiflung gebracht wird und in den Wald flieht, wo er aus Not „purpurne

Pilze“, die er ihm Gehölz fand, verzehrt. Sogleich geht eine Verwandlung in ihm vor. Fröhlich und selbstbewußt kehrt er nach Hause zurück, trinkt fünf Flaschen Bier, zerschlägt alles kurz und klein, wirft die Freundinnen seiner Frau aus dem Haus und schmiert dem anwesenden Hausfreund die Reste seines Pilzmahls um den Mund. Auf diese Weise wird der brave Mann von einst wieder zum Herrn im eigenen Haus – aber um welchen Preis!

Zauberpilze

Zur Renaissance des Pilzkultes in einigen europäischen Ländern seit den 1960er Jahren dürften vor allem die Berichte des Ethnographenehepaars Robert Jordan und Valentina P. Wasson über ihre Erfahrungen mit halluzinogenen Pilzen aus Mexiko beigetragen haben, die zuerst 1957 im Magazin *Life* erschienen und somit große Beachtung weit über den Kreis der Fachwissenschaft hinaus fanden. Es war das erste Mal, daß westliche Beobachter an einem nächtlichen Kultmahl der Nachkommen der Azteken teilnehmen und das „Fleisch Gottes“ (wie Teonanàcatl in deutscher Übersetzung lautet), also berauschende Pilze, probieren konnten. Diese Berichte waren es auch, die den deutschen Schriftsteller Ernst Jünger Ende der 1960er Jahre zu einem „Pilzsymposium“ anregten, bei dem solche Pilze von den Beteiligten ausprobiert wurden. Die psychotrope Wirkung beschreibt der Schriftsteller wie folgt: „Der Frühlingsstrauß glühte stärker, das war kein natürliches Licht. In den Ecken regten sich Schatten, als ob sie Gestalt suchten. Mir wurde beklommen, auch fröstelig, trotz der Hitze, die von den Kacheln ausstrahlte. Ich streckte mich auf das Sofa, zog die Decke über den Kopf.“

Als die Spanier Anfang des 16. Jahrhunderts das Aztekenreich eroberten, waren sie überrascht, daß die Einheimischen bei ihrem Götzenkult, wie es die christlichen Konquistadoren sahen, berauschte Pilze zu sich nahmen. „Es gibt in diesem Lande“, so berichtete der spanische Franziskanermönch Bernardino de Sahagun 1529, „kleine Pilze, Teonanàcatl genannt; wer sie ißt, erlebt Visionen“. Und in einem Handbuch für christliche Missionare heißt es: „Aber bevor ich diese Götzenanbetung erkläre, möchte ich auf das Wesen der Pilze zu sprechen komme, die klein und gelblich sind. Um sie zu sammeln, begaben sich Priester und alte Männer, die für diesen Schwindel zu Ministern ernannt wurden, auf die Hügel und blieben fast die ganze Nacht dort, feiernd und abergläubische Gebete verrichtend. In der Dämmerung, wenn ein leises, ihnen bekanntes Lüftchen weht, pflücken sie die Pilze, denen sie die Göttlichkeit zuerkennen. Nach der Einnahme wirken die Pilze berauscht und sinnesverwirrend und rufen tausend Wahnvorstellungen hervor.“ Auch der Leibarzt des Königs von Spanien, Dr. Francisco Hernández, interessierte sich für das „Fleisch der Götter“ und wußte zu berichten, daß es drei verschiedene Sorten von halluzinogenen Pilzen waren, die die Azteken kannten, von denen einige seiner Meinung nach sogar tödlich sein konnten oder zumindest bleibenden Wahnsinn hervorrufen würden.

Die Christianisierung führte dazu, daß der Pilzkult fortan nur im Verborgenen blühte. Eine Folge war, daß Anfang des 20. Jahrhunderts die Vermutung aufkam, daß es sich bei Teonanàcatl nicht um Pilze, sondern um den Mescaline enthaltenden Peyotl-Kaktus gehandelt haben könnte, der eine ähnlich halluzinogene Wirkung hat, wie LSD. Erst gegen Ende der 1930er Jahre

entdeckten Botaniker die heiligen Pilzarten Mexikos wieder und stellten fest, daß diese zur Gattung der Psilocybe gehörten und verschiedene Unterarten haben, von denen Psilocybe mexicana die bedeutendste ist. Noch heute verwenden Mazateken-Schamanen gelegentlich berauschende Pilze bei ihren Heilritualen. Auch in der Maya-Kultur ist der Gebrauch solcher „magic mushrooms“ durch archäologische Zeugnisse belegt.

Mit der Hippie-Bewegung fanden die Zauberpilze auch den Weg in den Westen. In den 1980er Jahren beobachtete man unter College-Studenten vermehrt auftretende Fälle von Vergiftungen, die auf eine Überdosis psilocybin-haltiger Pilze zurückzuführen waren. Ein Jahrzehnt später kamen ähnliche Berichte aus Skandinavien. Heute sind „magic mushroom“, wie ein Blick in die Internetsuchmaschine „google“ und Berichte aus regionalen Giftzentralen zeigen, auch in Deutschland in der Drogenszene weitverbreitet. Doch meist handelt es sich bei diesen psychoaktiven Pilzen nicht um mexikanische Sorten (auch wenn das häufig auf dem Etikett steht), sondern um den einheimischen spitzkegeligen Kahlkopf.

Peyote, der heilige Kaktus

Unter den heute unter Jugendlichen gebräuchlichen biogenen Suchtmitteln, die in der Waldseer Studie erwähnt werden, befinden sich auch Kakteenarten, die eine berauschende Wirkung auf den Menschen haben können. Immerhin neun von 118 in der Waldseer Reha-Klinik befragten Drogenkonsumenten hatten bereits eigene Erfahrung mit halluzinogenen Kakteen. Der bekannteste ist zweifellos Peyotl, auch heiliger Kaktus genannt, der hauptsächlich in den trockenen Steppengebieten zwischen dem Rio Grande del Norte und Zentralmexiko wächst und aus einer Wurzel und einem

graugrünen, stachellosen Kugelkörper besteht, der bis zu 30 Alkaloide mit einem Gesamtgehalt von etwa 5 Prozent Mescaline enthält. Der bereits erwähnte Franziskanermönch Bernardino de Sahagún beschrieb im 16. Jahrhundert den Peyote-Gebrauch bei den Chichimeca wie folgt: „Es gibt da ein anderes Gewächs: es wird ‚peiotl‘ genannt und ist weiß. Man findet es im Norden. Wer es isst oder trinkt, hat beängstigende oder belustigende Visionen. Der Rauschzustand dauert zwei oder drei Tage und läßt dann nach. „Peiotl ist“, so führt der Missionar weiter fort, „ein verbreitetes Nahrungsmittel der Chichimeca, das sie nährt und ihnen Furcht einflößt, furchtlos zu kämpfen und weder Hunger noch Durst zu verspüren. Und sie sagen, es schütze sie vor Gefahren.“ Kein Wunder, daß ein solches „Teufelszeug“ nicht nur den christlichen Missionaren, sondern auch dem um die Schwächung der Kampfmoral ihrer einheimischen Gegner bemühten spanischen Eroberer ein Dorn im Auge war. So gibt es aus dem 17. Jahrhundert Berichte von Jesuiten, daß „Peyotl“ wegen seiner Verbindung mit „heidnischen Ritualen und Aberglauben“ nicht einmal bei Heilungsritualen eingesetzt werden durfte.

Die erst brauchbare Beschreibung des Kaktus stammt übrigens von dem bereits erwähnten Leibarzt des spanischen Königes, Francisco Hernández: „Die Wurzel ist etwa mittelgroß“, schreibt er, „treibt keine überirdischen Zweige oder Blätter und haftet stark am Boden, so daß ich sie nicht genau zeichnen konnte.“ Die erste moderne, botanisch fundierte Beschreibung datiert aus dem Jahre 1845. Damals erhielt dieser mexikanische Kaktus die lateinische Bezeichnung „Echinocactus williamsii“. Das Vorkommen des Peyote-Kaktus ist zwar auf Mexico und den Süden der USA beschränkt, doch gibt es in Süd- und Mittelamerika noch

zwei weitere Kakteenarten, die ebenfalls Mescaline enthalten, darunter den San Pedro oder *Trichocereus pachanoi*, der angeblich unter den südamerikanischen Indianerstämmen sich ein ähnlicher Beliebtheit erfreut hat wie der Peyotl unter den Nachfahren der Azteken.

Trotz der mit Feuer und Schwert erzwungenen Christianisierung des ehemaligen Aztekenreiches gelang es nicht, den Peyote-Kult in der Neuen Welt völlig zu verdrängen. Ende des 19. Jahrhunderts beobachtete der Forscher Carl Lumholtz bei Indianern in der Sierra Madre Occidental in Mexiko den Gebrauch von Peyote. Doch erst in den 1960er Jahren konnten westliche Ethnologen ein mexikanischer Schriftsteller an einer Peyote-Pilgerfahrt als Beobachter teilnehmen, bei der Hunderte von Teilnehmern die Anweisungen der begleitenden Schamanen bzw. Zeremonienmeister befolgten und schließlich Körbe voll mit diesen Kakteen mit nach Hause brachten. Der Peyote-Kult ist übrigens auch unter nordamerikanischen Indianerstämmen (z. B. den Comachen) bis heute verbreitet.

Tollkirsche

Die Tollkirsche soll hier stellvertretend für die in Europa gebräuchlichen Nachtschattengewächs-Drogen stehen, zu den bekanntlich auch der Stechapfel (*Datura*), das Bilsenkraut (*Hyoscyamus*), das Tollkraut (*Scopolia*) und Alraun (*Mandragora*) zählen.

Die griechische Bezeichnung für die Tollkirsche, nämlich „Atropos“, war bereits im Mittelalter bekannt und bezieht sich auf den Namen der Schicksalsgöttin oder Parze, die den Lebensfaden durchschneidet. Die Bezeichnung sollte also vor dem Genuß dieser

giftigen Pflanze warnen, ähnlich übrigens wie die vielen deutschen Synonyme (Schwindelbeere, Irrbeere, Narren- oder Schlafkraut sowie Täubling), die sich in neuzeitlichen Texten finden. Eher verharmlosend ist dagegen der lateinische Artnamen Belladonna, der erstmals gegen Ende des 15. Jahrhunderts in Venedig auftaucht und auf die kosmetische Verwendung des dunklen Beerensaftes hinweist.

Die von Atropa Belladonna hervorgerufenen euphorischen Erregungszustände sind die Ursache dafür, daß diese Pflanze in vielen Kulturen und auch in Mitteleuropa schon früh als Rauschdroge Verwendung fand. Wegen ihrer aphrodisierenden Wirkung war sie auch als „Hexenkraut“ verschrien. Danach sollen Hexen in großen Kesseln einen Trank aus Belladonna und anderen Solanaceen-Gewächsen gebraut und sich davon in einen Liebesrausch versetzt haben. Und schließlich soll Belladonna auch Bestandteil der sogenannten „Hexensalben“ gewesen sein, die es den Zauberinnen ermöglichten, auf dem Besen durch die Lüfte zu reiten – eine Vorstellung, die ja auch heute noch das populäre Bild von der mittelalterlichen Hexe prägt. Man glaubte, daß Hexen diese Salbe in ihren Körper einmassierten oder auch mit Hilfe des Besens vaginal applizierten. Angeblich wirkte die Salbe nur bei Frauen. In den 1950er Jahren versuchte man die Wirkung solcher „Salbenmischungen“ im Selbstversuch zu überprüfen. In der Tat kann Belladonna offenbar Halluzinationen hervorrufen, die dem Anwender das Gefühl des Fliegens vermitteln. Spätestens seit dem Erscheinen von Hans Peter Duerr's Kultbuch „Traumzeit“ (1970) glaubten viele Menschen, sich unbedingt einer solcher Erfahrung unterziehen zu müssen.

Cannabis

Die Cannabis-Pflanze gehört zu den ältesten Rauschmitteln. Die frühesten Nachrichten stammen aus China, wo die Droge bereits um 3000 vor Christus bekannt war. Von Zentralasien aus verbreitete sich die Kenntnis über die Rauscherzeugung mittels dieser Pflanze in andere Länder und Kulturen. Wir erinnern uns an das eingangs zitierte Zeugnis des griechischen Geschichtsschreibers Herodot. Der im 2. Jahrhundert nach Christus in Rom wirkende griechische Arzt kannte bereits die narkotisierende Wirkung des Cannabis. Auch als Therapeutikum hat die Hanfpflanze eine lange Tradition, die in der Volksmedizin zum Teil bis heute fortbesteht.

Doch zurück zu Cannabis als Rauschdroge. Insbesondere in der indischen Kultur spielte der Haschkonsum schon früh eine Rolle. So flößte man z.B. bei den Festen zu Ehren der blutrünstigen Göttin Kali den menschlichen Opfern ein haschischhaltiges Getränk ein und stieß sie dann unter die Räder des Prunkwagens mit dem riesigen Standbild der Göttin. Der Religionswissenschaftler und Ethnologe Mircea Eliade wies darauf hin, daß die durch das Rauchen von Hanf hervorgerufene „Ekstase“ auch im alten Persien so verbreitet war, daß man es für besonders erwähnenswert hielt, wenn ein Weiser „ohne Trance und Hanf“ auskam. Wie Ausgrabungen beweisen, war Cannabis bereits im Germanien des 5. Jahrhunderts vor Christus bekannt. Als „sakrale Droge“ spielte Haschisch bei einer islamischen Sekte, den Assassinen, eine große Rolle. Bis heute nimmt Haschisch in mohammedanisch geprägten Ländern die Stellung ein, die im Westen der Alkohol als Rauschdroge innehat. Aus Ägypten kam gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Droge nach Frankreich, wo Mitte des 19. Jahrhunderts bekannte Schriftsteller (z. B. Baudelaire) dieses

Rauschmittel entdeckten und sich zu Haschisch-Clubs zusammenfanden. Hanf wurde in den USA bereits zu Kolonialzeiten angebaut, doch ein Drogenproblem entstand erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts, und zwar als Marihuana, das aus getrockneten Blättern des Hanfes gewonnen wird und eine schwächere Rauschwirkung als Haschisch hat, aus Mexiko, wo man es unter anderem zum Dopen von Kampfhähnen benutzte, in die Vereinigten Staaten eingeführt wurde. Der Marihuana Tax Act von 1937 ist der erste Versuch, von staatlicher Seite dem Problem fiskalisch beizukommen – bekanntlich ohne großen Erfolg, wie die weitere Geschichte zeigt.

Für die hier anwesenden Psychiater dürfte abschließend von Interesse sein, daß Haschisch bereits um die Mitte des 19. Jahrhunderts experimentelle und therapeutische Verwendung in der Psychiatrie fand. Pionier auf diesem Gebiet war der französische Psychiater Jacques Joseph Moreau de Tours (1804-1884), der auf einer Orientreise den Haschischgebrauch kennenlernte, diese Droge zunächst an sich selbst und dann auch an seinen Patienten ausprobierte. Seine Erfahrungen beschrieb er 1845 in seinem Buch „Du hachisch et de l’aliénation mentale“, das damals in Fachkreisen großes Aufsehen erregte. Moreau hatte schon früh erkannt, daß er mit Haschischgenuß eine experimentelle Psychose auslösen konnte. Auch war der französische Psychiater der Überzeugung, daß Haschisch für die Pharmakotherapie von Geisteskrankheiten von Bedeutung sein könnte. Als Indikationen zur Haschischtherapie nennt er: die Melancholie, die Demenz, das psycho-organische Syndrom (Störung des Gedächtnisses, der Auffassungsgabe, Beeinträchtigung des Orientierungsvermögens und des Denkens). Doch die therapeutischen Ergebnisse, die er erzielte waren eher

ernüchternd. Nur bei Melancholikern erzielte er mit Haschisch eine vorübergehende Gemütsaufhellung. Da Moreau nur eine begrenzte Menge von diesem Rauschgift zu Verfügung stand, beschränkten sich seine therapeutischen Experimente auf sieben Fälle, darunter ein vierzigjähriger Händler, bei dem die Anamnese ergeben hatte, daß in der Familie bereits mehrfach Geisteskrankheit aufgetreten war und der seit seinem 22. Lebensjahr an manisch-depressiven Zuständen und Wahnideen litt. Eine gab von 12 g Haschisch zeigte sich zunächst wirkungslos. – Anmerkung: Aus zehn Gramm Cannabis gewinnt man heute drei bis sechs Konsumeinheiten – Nach der Potenzierung der Wirkung durch Verabreichung von schwarzem Kaffee zeigte sich bei dem Patienten dann ein Zustand höchster Euphorie, dem dann aber alsbald wieder Depressionen folgten. Erst nach zwei Monaten stellte Moreau bei ihm eine bleibende Besserung fest. Weniger erfolgreich war dagegen Moreaus Behandlung eines 24 Jahre alten jüdischen Patienten, der seit 10 Monaten an Gehörhalluzinationen litt. Auch eine Dosis von 16g Haschisch vermochten an seinem Zustand nichts zu ändern. Moreaus Kollegen beurteilten diese therapeutischen Versuche mit Haschisch teilweise skeptisch. Zu den Befürwortern zählte dagegen der deutsche Arzt Blumröder, der 1848 bemerkte, daß auch aufgrund seiner eigenen Erfahrung die günstige Wirkung des Haschisch, vor allem bei der Manie, nicht bezweifelt werden könne. Er forderte deshalb seine Kollegen und Medizinstudenten zu Selbstversuchen auf und verlangte von den Apothekern, für genügende Mengen Haschisch zu sorgen. Bis 1930 erscheint übrigens Cannabis in den USA in der offiziellen Pharmakopoe als Arzneimittel, und zwar als Mittel gegen Hysterie.

Die gegenwärtige Diskussion um den therapeutischen Einsatz von Cannabis, einer biogenen Droge, hat also bereits Vorläufer im 19. Jahrhundert. Es gibt somit, wie die Medizingeschichte zeigt, nur wenig Neues unter der Sonne, die auch die Wissenschaft mit ihrem Schein beglückt.

Hinweis:

Anmerkungen und Literaturverzeichnis können beim Verfasser angefordert werden.